

# Das Bambi- Prinzip



# Die Eltern sind immer bei uns

**D**er Film »Bambi« erzählt eine der traurigsten Geschichten, die wir Kindern zumuten. Und gleichzeitig die stärkste, denn das kleine Rehchen wird auch ohne die Mutter groß und deren Liebe begleitet Bambi immer. Bambi ist der Held. Er ist das zarte Wesen, das zunächst tapsig und ungelenk lernt und dann immer stärker wird. Ich bin Bambi.

## IN DIESEM KAPITEL MÖCHTE ICH EUCH ERZÄHLEN.

- wie ich als absolutes Wunschkind auf die Welt kam und von meinen Eltern und vom Rest der Familie mit Liebe und Selbstvertrauen vollgepumpt wurde.
- wie ich meine Eltern früh verlor und sie immer bei mir sind – ihre Werte, ihre Liebe, ihre Grundsätze. Wie mich mein Vater aber auch darauf vorbereitet hat, dass er sterben könnte.
- wie ich mit nur 21 Mutter wurde und dies alles weitergeben konnte.

- wie ihr mit euren Kindern über schwere Themen wie den Tod und Trennungen reden könnt.
- wie ihr eure Kinder mit Heldengeschichten über sie stark machen könnt und ihnen eine gute innerer Stimme gebt.

Kurz: wie auch ihr eure Kinder mit Liebe und Selbstvertrauen vollpumpen könnt.

## Und jetzt geht es los

Der wundervolle Film aus der ganz frühen Disney-Schmiede ist für mich eine der stärksten, bewegendsten und auch traurigsten Storys, die ich kenne. Als ich den Film mit dem zarten Rehchen, das seine Mutter verliert, mit knapp fünf Jahren zum ersten Mal sah, hat er mich zwar ergriffen, aber nicht schockiert. Ich hatte keine Ahnung, dass ich in nur knapp zehn Jahren darauf auch ein Bambi sein würde.

Was? Ihr habt ein Buch über verspielte Erziehung gekauft oder geschenkt bekommen und ich komme euch mit Tod und Traurigkeit? Lasst mich bitte kurz erklären. Gerade weil dies ein Buch über Leichtigkeit und Verspieltheit ist, darf es meiner Meinung nach nicht an Tiefe fehlen. Das Leben bringt nicht nur das Gute und Gefällige – sondern auch oft Unglück und Härte. Und deswegen möchte ich mit euch auch in diese Tiefe tauchen, um euch zu zeigen, dass auch die schlimmste Härte des Lebens nicht unbedingt Bitterkeit und verkorkste Erwachsene hervorruft. Sondern sogar Optimismus, Resilienz und Sonnenschein im Herzen. Denn es gibt einen Schutzschild gegen das Schlimme im Leben. Und das ist Liebe. Elternliebe.

Also zurück zu »Bambi«. Wer Disneys Meisterwerk nicht kennt, kann ruhig an andere Beispiele denken. Tod und Trennung von Eltern ziehen sich seit Menschengedenken durch die gesamte Märchenwelt und die Kindererzählungen: Hänsel und Gretel werden ausgesetzt, Schneewittchen und Aschenputtel gelangen beide durch den Tod ihrer Mütter in die Hände böser Stiefmütter, und auch beim »König der

Löwen« oder bei »Frozen« sterben Eltern. Ich weiß, dass vor allem »Bambi« ganze Elterngenerationen schockiert hat und viele es vermeiden, den Film mit den Kindern zu sehen. Zum Thema »mit Kindern über den Tod reden« habe ich auch einige Tipps und Erfahrungen. Aber bevor ich mich wieder auf die Ebene der Elterntipps und Erziehungsspiele begeben, möchte ich euch einiges aus meiner eigenen Geschichte erzählen, dann könnt ihr meine Erfahrungen und Ideen besser einschätzen, um das »Prinzip Bambi« zu verstehen. Ich verspreche euch, die nächsten Seiten lesen sich spannend und sind fast romanartig. Es ist mein Start im Leben, den ich mit euch hier teilen möchte, und eben das Bambi-Prinzip, das ich euch nahebringen möchte: Wovon ich jeden Tag zehre, ist ein Riesentopf von Liebe und Gewünschtsein. Damit haben mich meine Eltern vollgepumpt.

## Ich war ein absolutes Wunschkind

»Haarscharf am Brutkasten vorbei!« An solche Sprüche erinnere ich mich als Kleinkind. Mein Dasein auf der Welt wurde von meiner kompletten Familie als achtetes Weltwunder gehandhabt und hatte immer etwas Heroisches. Das schrieb ich mir als Kind irgendwie zu, weil ich den Eindruck hatte, dass sie mich alle feiern, umsorgen, lieben ... Aber eigentlich verdient meine Mutter alle Lorbeeren. Denn ich bin ihr einziges Kind, aber die zehnte Schwangerschaft meiner Ma. So nannte ich sie schon immer. Nur Ma.

Als sie noch eine junge Studentin war, verliebte sie sich in einen 27 Jahre älteren Mann, ihren Professor. Bei dem großen Altersunterschied wollte meine Mutter nicht lange mit dem Kinderkriegen warten. Der Familienlegende zufolge wollte sie eine Basketball-Mannschaft. Fünf Kinder. Plus Reservebank, gern also sechs. Leider wurde auch bei der sechsten Schwangerschaft nichts daraus – Jahre vergingen und sie verlor ein Baby nach dem anderen. Bei Nummer neun soll das recht dramatisch gewesen sein, sie wäre beinahe gestorben.

Und dann kam ich. Nummer zehn! Ein neues Medikament soll gegen ihre Hormonstörung geholfen haben, die anscheinend bewirkte, dass jede Schwangerschaft mit einem frühzeitigen Abgang meiner – wie sagt man dazu: Sternchen-Geschwister? Vorgänger? – endete. Ich verhielt mich unauffällig bis zum Ende des siebten Schwangerschaftsmonats. Dann – Schreck – konnte das Medikament in Rumänien, meinem damals kommunistischen Geburtsland, nicht mehr aufgetrieben werden.

Ich sollte ein Februar-Kind werden, doch eine Woche vor Weihnachten kam ich praktisch »angeschossen« in Form einer schnellen Geburt, die fast auf den Treppen des Krankenhauses stattfand, ohne Arzt, allein mit der zuständigen Hebamme. Ich soll recht zierlich gewesen sein und verlor schnell an Körpertemperatur, deswegen soll ich das einzige Baby im ganzen Krankenhaus gewesen sein, das nicht stramm eingepackt ins Neugeborenenzimmer geschoben wurde, wie es damals gang und gäbe war, sondern die Nacht auf dem Bauch der Mutter verbringen durfte.

Die ersten Monate, ach was, Jahre soll meine ganze Familie in ständiger Sorge gelebt haben, dass sie mich wieder verliert. Ich wurde bewacht und getragen und geschaukelt und gehätschelt. Na ja. Ein gewisses Prinzessinnengehabe attestiert mir man bis heute. Und vor allem: Ich fühlte mich geliebt, willkommen und wertvoll.

Alle meine Anfänge wurden bewundert, bejubelt und belobigt. Bevor ihr euch komplett an die Stirn fasst, okay, sagen wir auch: dies alles in Maßen. Ich habe auch viel Humor und eine gesunde Selbsteinschätzung mitbekommen. Humor und auch ein wenig liebevolles Hops-Nehmen waren Bestandteil meiner Erziehung, und das hat gut getan. Vor allem hat mich all das über die schwersten Momente meines Lebens hinweggetragen.

## Auf einmal war ich ein Bambi!

Lasst mich einige Jahre springen. Es war am 21. August 1984, als ich wie eine normale Touristin in eine Lufthansa-Maschine von Bukarest nach Frankfurt am Main stieg. Doch ich hatte eine Geburtsurkunde in meiner Schuhsohle und wusste, dass ich mein Land für immer verlassen würde. Ich war unterwegs zur Familie meiner Halbschwester aus der ersten Ehe meines Vaters. Allein. Ich war 15 Jahre alt.

Es fällt mir nicht leicht, dies hier zu erzählen: Ich stieg ins Flugzeug und wusste, dass ich meine Ma nie wiedersehen würde. Ich ging in vollem Wissen, dass es kein Zurück gibt. Sie wollte das genau so und ich auch, auch wenn es mir das Herz brach.

Drei Jahre zuvor war mein Vater gestorben. Es ist grundsätzlich eine schlimme Sache, mit nur zwölf Jahren seinen Vater zu verlieren, aber er hatte mich darauf gut vorbereitet. Er war 62, als ich auf die Welt kam, und warnte mich schon, als ich klein war, dass die Kinder im Kindergarten oder der Schule ihn für meinen Opa halten würden, und bereitete mich vor, selbstbewusst zu einem alten Vater zu stehen. Er sprach mit mir über den Tod. Er erzählte mir, dass er ein volles Leben gelebt und »so gut wie nichts ausgelassen« hatte. Er wollte, dass ich vorbereitet wäre, wenn sein Herz versagen würde. Als er starb – nach seinem dritten Herzinfarkt –, war ich tapfer. Es war traurig und meine Mutter litt sehr, aber ich war von meinem Vater liebevoll vorbereitet worden und kam besser damit zurecht als andere Halbwaisen.

Was ich nicht kommen sehen konnte, war, dass meine Mutter kurz darauf auch erkranken würde. Unheilbar: Krebs.

Das hat sie mir auch so lange verschwiegen, bis ich anfang zu schnüffeln und ein Diagnosepapier zu einem mit ihr befreundeten Arzt trug, es ihm unter die Nase hielt und die Wahrheit verlangte. Da war ich gerade in der neunten Klasse, also 14 Jahre alt. Es war ein Schock, der mich schlagartig reifen ließ. Sämtliche pubertäre Verhaltensweisen fielen von mir ab. Seit dem Moment redeten meine Ma



und ich offen über die traurige Wahrheit. Ihre Diagnose war ein Todesurteil. Das war grausam. Darauf hatte mich niemand vorbereitet. Ich war doch eigentlich dabei, im Freundeskreis nach geeigneten Männern für meine Mutter zu schauen. Dass sie unheilbar krank war, war nicht Teil des Deals. Liebe Freunde versuchten, sich um mich zu kümmern. Ich hörte oft »Let it be« von den Beatles und weinte viel.

## Es drohte ein weiteres gefährliches Problem

Im Ceausescu-Rumänien gab es ein Gerücht, was mit Vollwaisen gemacht würde: Hätten sie gute Schulleistungen, dann würden sie in Spezialanstalten der Securitate landen und auf die härteste Art zu Spezialisten des brutalen rumänischen Geheimdienstes ausgebildet. Das machte meiner Mutter und mir große Angst. In meiner Familie und in meinem Freundeskreis hasste man die Kommunistische Partei, die Securitate – alles, was mit dem unmenschlichem Regime zu tun hatte, in dem wir lebten ... oder besser gesagt, in dem wir versuchten, zu überleben.

Es gab nicht immer genug zu essen. Öfter gab es kein elektrisches Licht (wie oft habe ich im Kerzenlicht Hausaufgaben gemacht) und nicht genug warmes Wasser. Im Winter saßen wir immer in der Küche, denn Wärme gab es nur aus dem dortigen Gasofen. Die anderen Räume wie Schlaf- und Wohnzimmer waren eisig kalt.

Wir mussten als Kinder bei unsinnigen Demonstrationen zu Ehren des Diktators Ceausescu und seiner Frau mitmachen. Dabei mussten wir stundenlang in der Sonne stehen und mit Fähnchen winken.

Wir besaßen keine Reisepässe und konnten nicht über die Grenzen – nicht einmal kurz nach Bulgarien. Nur mit tausend Genehmigungen und ewiger Wartezeit. Da gab es einen vorläufigen Reisepass gegen Abgabe der Geburtsurkunde, und wenn man zurück war, erfolgte der Tausch wieder. Wir hatten Angst, politische Witze zu erzählen, (taten es trotzdem) und merkten, dass ab und zu Menschen ver-

schwanden, die sich mit Meinungen oder Aktionen zu sehr aus dem Fenster gelehnt hatten. Wir hörten heimlich im Radio »Free Romania« und wussten, dass unsere Telefonate abgehört und unsere Briefe an Verwandte im Ausland von der Securitate gelesen werden.

Meine Mutter war in großer Angst, was mit mir als Fünfzehnjähriger ohne Eltern in Rumänien geschehen würde.

## Aber ich konnte mich retten

Dann wurde meine Mutter so krank, dass sie sich nicht mehr darum kümmern konnte. Sie reagierte mit einer psychischen Störung auf die Chemotherapie. Zusammen mit meiner Halbschwester in Deutschland, deren Mann und ganz vielen Freunden meiner Mutter versuchten wir, mich rüberzuschleusen. Das war ein Kampf gegen die Zeit, denn wäre sie vorher gestorben, hätte ich einen Vormund von der Partei gestellt bekommen – und dann wäre eine Ausreise nicht mehr möglich gewesen. Wir entschieden uns für eine ganz normale Touristenreise, nur für drei Wochen während der Ferien zwischen der neunten und zehnten Klasse.

Dann hieß es: Reisepass ist fertig. Wenn ich nachweisen könne, dass ein geeignetes Transportmittel hin und zurück vorhanden sei, dürfe ich innerhalb von zwei Tagen das Land verlassen. Mein Schwager kaufte das Flugticket und dann ging alles ganz schnell.

Ich wurde in Frankfurt von der Familie meiner Halbschwester herzlich empfangen und, so schien es mir, ins Paradies eingeführt. Ihr glaubt nicht, wie genial es sich anfühlte, einmal aus voller Kehle auf offener Straße zu brüllen: »Ceausescu ist ein Schwein!« Außer dass man etwas komisch angeguckt wird, passierte nichts! Oder einen Supermarkt betreten zu dürfen, in dem es alles gibt. Nachts auf beleuchteten Straßen zu gehen. Jeden Morgen mit Warmwasser duschen zu können. Bei den Kindern meiner Halbschwester anhand von Steiff-Kuscheltieren (unerschwinglich in Rumänien) die Tiernamen

auf Deutsch beigebracht zu bekommen. In eine Schule zu kommen, ohne Uniformen und politischen Zwang.

Meine Mutter starb eine Woche später. Ich war vorbereitet. Der allerschlimmste Schmerzpunkt war überschritten, er hatte schon vorher stattgefunden. Dennoch: Das Gefühl der Schuld, sie alleingelassen zu haben, habe ich Jahre später erst richtig abgelegt, als ich meine neugeborene Tochter zum ersten Mal in den Armen hielt. Erst da habe ich nachempfinden können, dass ich mit meiner Ausreise auch für meine Mutter das einzig Richtige und Wichtige getan habe: Ihr einziges Kind in Sicherheit zu bringen.

Die Liebe meiner Eltern begleitet mich immer und überall. Vor allem die Liebe meiner Ma.

## Wie können wir über den Tod reden?

Also, was lernen wir daraus, außer die Kinder mit Liebe vollzupumpen, was auf jeden Fall aus meiner Sicht das Richtigste und Wichtigste an der Elternschaft ist? Mir geht es auch um Klarheit und Wahrheit.

Neulich hat mich jemand nach dem absoluten Tiefpunkt in meinem Leben gefragt. Der war eigentlich nicht, als meine Mutter starb. Er war an jenem Abend, an dem ich herumrätselte, was sie haben könnte. Als ich spürte, dass ich im Ungewissen bin und etwas ganz Schlimmes in der Luft ist. Aber ich sollte auch nicht nur von mir auf andere schließen. Lasst uns noch einen Moment über den Tod reden. Später in diesem Buch wird es erheblich lustiger, ich verspreche es.

Generell ist mit Kindern über den Tod zu reden recht belastet. Eine Freundin fragte mich mal: »Wie kann ich mit meinem Vierjährigen eigentlich über meinen Vater und meinen Bruder reden? Er hat danach gefragt. Sie sind tot. Es ist schon für mich sehr schmerzhaft. Ich will nicht, dass er Angst bekommt, wenn ich ihm erzähle, dass er sie nie treffen können wird!« Meine erste Reaktion war: Einfach sagen, dass die beiden tot sind. Und auf Fragen warten.

Wenn wir selbst Angst vor einem Thema haben, projizieren wir das auf unsere Kinder, ohne uns klarzumachen, dass sie höchstwahrscheinlich viel unbeschwerter sind als wir. Die meisten Eltern neigen zu oft bei vermeintlich schwierigen Fragestellungen dazu, ins sogenannte »Oversharing« zu gehen und alles auszupacken: Wie es damals war, was vor dem Tod war, warum, wieso, wohin der Verstorbene gegangen ist (oder nicht), Bibelzitate, Gott, oft viel zu viel auf einmal.

Oft ist eine einfache Antwort, je nach eigenem Glauben, ausreichend: »Wir können Opa nicht mehr treffen, weil er gestorben ist, aber er lebt in unserer Erinnerung und unseren Herzen weiter!« Oder: »Mein Bruder sitzt vielleicht auf einer Wolke im Himmel und freut sich, dass es uns gut geht!«

Wenn ein Kind mehr wissen will, wird es von allein die nächste Frage stellen oder erst mal die neuen Informationen verarbeiten und sich später melden. Oft aber auch nicht.

Natürlich fragte meine Tochter, als es im Kindergarten darum ging, welche Omas und Opas es gibt, wo meine Familie abgeblieben ist. Ich habe ihr geradeheraus gesagt, dass meine Mutter und mein Vater gestorben sind. Ich bin nicht religiös, trotzdem will und kann ich den Himmel als Metapher für eine mögliche andere Daseinsdimension nicht ausschließen – aber ich kann ein Leben nach dem Tod auch nicht für bare Münze nehmen. Ich war der Meinung, dass sie ein Recht darauf hatte, ihre Familie »kennenzulernen« – auch ohne sie zu treffen. Ich habe ihr kleine Storys aus meiner Kindheit über meine Eltern erzählt und habe meine Eltern in unserer beider Vorstellung lebendig werden lassen. Und das hat mir selbst gutgetan.

»Und wenn das Kind sie dann treffen will, ist das dann nicht schmerzhaft für es, dass es sie nicht mehr gibt?«, fragte meine Freundin. Ich glaube, das ist eine Erwachsenenperspektive. Für Kinder gibt es Pipi Langstrumpf und den Pumuckl, Conni und Peter Pan. In ihrer Vorstellung sind sie real. Es gibt sie. Und natürlich tauchen sie nicht um die Straßenecke auf oder sitzen plötzlich in der U-Bahn ... außer es ist Fasching, und da wissen die Kleinen schon genau, dass es sich um eine Verkleidung handelt. In Disneyland genau so. Deswegen glaube